Grundlagenforschung für eine linke Praxis
in den Geisteswissenschaften

Die wissenschaftliche Zeitschrift und ihr Wert

1

The Long Bust
Ana Teixeira Pinto
9

The Value of the Humanities in the Context of the Political Economy of Publishing
Svenja Bromberg
19

Speculation from Below
Moritz Altenried
27

Zeitschrift statt Lehrstuhl. Die *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft*
Anna-Maria Post
43

Distanzgesten. Ein Gespräch über das Zeitschriftenmachen
Wolfert von Rahden, Ulrich Raulff
65

Zeitschrift als Zeit-Schrift
Anna Häusler
93

Notiz zum Sammelband
Julia Wagner
96

The Dialectics of Open Access
Yuk Hui
107

Johann Heinrich Lambert, Georg Jonathan von Holland
Briefe zu einer Zeitschrift für imaginäre Zeitschriften
127

„Die Züge des Faktischen bis zur Karikatur verschärfen“
Hans Blumenberg
139

Autonomy and the Non-Specific (and not specifically about journals)
Marina Vishmidt
143

Ohne Titel
Philipp Goll
13, 25, 35, 47, 59, 71, 81, 91, 101, 113, 125, 137, 149, 159

Editorische Nachbemerkungen
161

Impressum
171

1977, als am Ende des „Roten Jahrzehnts“ vielerorts die Krise der linken Intelligenz verkündet wurde, begannen die Planungen zur Zeitschrift *Tumult*. In Bezugnahme auf das Scheitern von Achtundsechzig verstand sich die „Zeitschrift für Verkehrswissenschaft“ als Artikulationsort einer postmarxistischen und poststrukturalistischen Analytik von Wissen und Macht. Mit diesem Anspruch wurde sie zu einem wichtigen Rezeptionsort französischer Theorie in der Bundesrepublik. Zu den Redakteuren der ersten Jahre gehörten Ulrich Raulff und, etwas später, Wolfert von Rahden. Die beiden späteren Gründungsmitglieder der *Zeitschrift für Ideengeschichte* gaben am 25. November 2013 im Wissenschaftskolleg zu Berlin Auskunft zu ihren Zeitschriftenbiographien.

Ulrich Raulff Meine Mitarbeit an *Tumult* ergab sich aus dem Gesprächskontext mit Walter Seitter, dessen Hintergrund unsere erste gemeinsame Foucault-Übersetzung von 1976 bildete, der erste Teil der *Geschichte der Sexualität.* Wir hatten uns angefreundet und irgendwann tauchte zwischen uns die Idee auf, eine gemeinsame Zeitschrift zu machen. Seitter kannte Frank Böckelmann, ich Dietmar Kamper, und so kam die erste Runde zusammen. Walter brachte noch einen alten Freund ins Spiel, ich brachte Ulrich Giersch mit in die Runde und Böckelmann seinen Freund Herbert Nagel aus Frankfurt. Böckelmann und Nagel waren Leute, die schon in den 60er Jahren Politik gemacht hatten, lange vor 68. Böckelmann kam aus München: *Subversive Aktion*, die Gruppen *Spur* und *Cobra*, dieses ganze Gemenge zwischen Politik und Kunst. Nagel war in der Frankfurter politischen Szene schwer zugange gewesen. Es waren Bewegungen am anarchistischen Rand der linken Szene, aus denen die beiden kamen. Bei Seitter und mir, auch bei Kamper, war das anders. Wir waren nie besonders eng mit der Linken verbunden gewesen, höchstens ganz locker, in meinem Fall mit so einer Art Sponti-Linken. Politisch war bei mir nicht viel zu holen. Es kam dann sehr bald auch noch Hanns Zischler hinzu …

Wolfert von Rahden „Der ambulante Redakteur“, wie er sich nannte.

U.R. … richtig, der nicht ordinärer Redakteur, sondern *ambulanter* Redakteur sein wollte. Dann kam noch Margarete Huber aus München dazu, die wilde Verschwörungstheorien pflegte. Da hatten sich gerade Baader, Ensslin und Raspe in Stammheim umgebracht, und Meg Huber tischte uns ganz gefährliche Räuberpistolen auf: von dem Sand an Baaders Schuhen, dass die schon draußen gewesen waren, in der Wüste, wo man sie dann liquidiert hatte und solche Geschichten. Das war schon eine ziemlich verrückte Zeit. Intellektuell war die Linke ziemlich am Ende. Aber

es waren eben auch Leute dabei, die ganz andere Vorstellungen von Politik hatten. Walter Seitter schrieb gerade an seinen „Menschenfassungen“ und entwickelte einen physikalischen Begriff von Politik, der gar nicht in der Links-Rechts-Rechnung aufging.

Dieser Diskussionszusammenhang lief parallel zum jeweiligen Broterwerb?

U.R. Ja ja, Walter lehrte Politikwissenschaft in Aachen an der Technischen Hochschule, Kamper war nicht mehr in Marburg, sondern schon Professor für Soziologie an der FU, Böckelmann wiederum lebte als freier Autor und Projektforscher in München. Er arbeitete in der AfK, der Arbeitsgemeinschaft – oder stand das A für Agentur? – für Kommunikationsforschung, das war eine Anstalt, die Peter Glotz mal gegründet hatte. Die anderen waren Studenten und Poststudenten, und Zischler war Schauspieler und Übersetzer.

W.v.R. Ich bin dann etwas später dazu gestoßen. Als du rausgegangen bist, Ulli, bin ich reingegangen in die Redaktion. Für mich lag das Faszinosum in dem neuen Paradigma des französischen Denkens. Das beeindruckte mich deshalb so stark, weil ich durch die Schule der deutschen Subjekt- und Systemphilosophie gegangen war und das Strukturalistische und Post-Strukturalistische eine radikal andere Perspektive zu eröffnen schien. Durch meine Kontakte nach Paris hatte ich mich mit Althusser, Bachelard, Barthes, Canguilhem und Foucault, dann mit Derrida beschäftigt und schließlich – vermittelt über Kamper und Ulli Raulff – in *Tumult* einen Ort gesehen, wo das französische Denken hierzulande formuliert und diskutiert wurde. Es war ja, wenn ich mich recht entsinne, ursprünglich auch geplant, dass *Tumult* dreisprachig erscheinen sollte: deutsch, französisch und italienisch. Letztlich kam *Tumult* aber nur auf Deutsch heraus, was den Vorteil hatte, dass gewisse, in Frankreich bereits erschienene Texte etwa von Foucault oder Lyotard in *Tumult* auf Deutsch erstpubliziert werden konnten. So fand die Zeitschrift öffentliche Aufmerksamkeit und trug dazu bei, dass das französische Denken in den deutschen Diskurs intervenierte, den zu jener Zeit Habermas, Luhmann und andere bestimmten. Das war das *Suhrkamp*-Bewusstsein, das immer mehr in diese andere Richtung ging, vor allem nachdem Jacob Taubes aus der *Theorie*-Reihe ausgeschieden war.

Wenn man die *Tumult*-Ausgaben durchblättert, bekommt man den Eindruck, dass es sich bei dem Unternehmen – abgesehen von der bereits erwähnten Meg Huber und Rita Mühlbauer, die für die Gestaltung verantwortlich war –

ganz ähnlich wie bei den Leuten, die das *Suhrkamp*-Bewusstsein prägten, gegen das man sich doch wenden wollte, um eine ziemliche Männerbande handelte. Und ein stückweit setzt sich das in der *Zeitschrift für Ideengeschichte* fort, bei *Gegenworte* auch. War das für Sie Ende der 70er Jahre, also zu einer Hochzeit der Frauenbewegung sowie feministischer Theoriebildung – gerade auch in Frankreich –, ein Thema?

U.R. Natürlich hätten wir gern mehr schreibende Frauen an Bord gehabt. Aber die präferierten offenbar andere Organe, schrieben lieber in der *Schwarzen Botin* oder bei Claudia Gehrke. Historische und politische Zeitschriften, auch und gerade wenn sie theoretisch und ästhetisch experimentell sein wollten, waren und sind fast bis heute Männersache. Fragen Sie mich nicht, woran das liegt. Aber denken Sie an *Tel Quel*, ein anderes unserer großen Vorbilder, auch da war Julia Kristeva eine ziemlich singuläre Erscheinung. Erst jetzt beginnt sich das wirklich zu ändern, und in ein paar Jahren wird die Schreiblandschaft vollständig anders gegendert sein.

W.v.R. Ja, der Eindruck trügt nicht: Die Männer dominierten das Redaktionsgeschehen. Einerseits setzte sich das traditionelle Rollenverhalten *praktisch* weiter fort, obwohl *theoretisch* natürlich die Frauenemanzipation auch von den „aufgeklärten" Männern rückhaltlos unterstützt wurde. Anderseits begannen sich viele aktive Frauen als erklärte Feministinnen eigenständig ohne Männer zu organisieren – auch mit der Gründung eigener Publikationsorgane –, weil sie glaubten, ihre Interessen ohne „männliche Emanzipationshindernisse" besser durchsetzen zu können. Für die *Gegenworte* – gegründet 1997 – stimmt jedoch die Annahme der mangelnden Frauenpräsenz definitiv nicht: Gründungsredakteurin war Hazel Rosenstrauch. Während ihrer Zeit ebenso wie während meiner Zeit als Chefredakteur (2001/2002 und dann seit 2006) haben kontinuierlich zahlreiche Mitarbeiterinnen, Autorinnen und Künstlerinnen an der Zeitschrift mitgewirkt und das Profil der *Gegenworte* entscheidend mitgeprägt. Aber es gab auch in der früheren Phase immer wieder einzelne herausragende Frauen, die sich im 68er-Zeitschriftenbereich sehr engagierten – ich denke zum Beispiel an Helga Gallas und Hildegard Brenner bei der *alternative* –, und in der späteren Phase etwa an die allzu früh verstorbene Cornelia Vismann, die sowohl der Gründungsredaktion der *Zeitschrift für Ideengeschichte* wie auch der Redaktion von *Tumult* angehörte. Gleichwohl habe ich persönlich eher den Eindruck, dass in letzter Zeit im Genre Wissenschaftspublikation die Beteiligung von Frauen tendenziell rückläufig ist.

Wenn die „Frauenemanzipation“, wie Sie sagen, theoretisch rückhaltlos von den „aufgeklärten“ Männern geteilt wurde, warum fanden feministische Theorieansätze keinen Eingang in *Tumult* – in ihren dekonstruktiven, machtanalytischen oder begehrensökonomischen Spielarten?
Ist nicht die Persistenz von Ausschluss- und Einschlussmechanismen, im Fall von Tumult und dem wissenschaftlichen Zeitschriftenwesen gerade solch informeller Art, stärker in Anschlag zu bringen, als auf individuelle Entscheidungen abzuheben, trotz – oder wegen? – der ausgestellten Affinität zu akademischem Außenseitertum? Auch wir sind zwei männliche Kulturwissenschaftler, die Sie ausgehend von den *Tumult*-Anfängen über das ideenhistorische Zeitschriftengeschäft befragen.

W.v.R. Die Strategie der *Tumult*-Redaktion lag eher darin, den „anamorphotischen Blick“ des Außenseiters zu schärfen, also den Blick von „schräg hinten links“ zu favorisieren, der in den gängigen Publikationen nicht präsent war. Der Gender-Aspekt in seinen verschiedensten Variationen wurde zu jener Zeit bereits in einer Reihe von anderen Publikationen engagiert diskutiert – in der universitären bzw. studentischen Öffentlichkeit oder Gegenöffentlichkeit hatten Gender-Fragen den Außenseiterstatus schon überwunden. *Tumult* wollte zwar politisch, aber lieber anti-zyklisch sein und wählte dementsprechend seine Themen: *Synanthropen* und *Wälder*, *Katechonten* und *Tätlichkeiten* zum Beispiel oder Personenhefte über Autoren, deren Namen anfangs nicht einmal allen Redaktionsmitgliedern geläufig waren, wie *Dumézil*, *Clérambault*, *Legendre*, *Plethon* oder *Rosenstock-Huessy.* Das passte in keinen Mainstream, in keine Mode, die ebenso schnell „oben-auf wie unten-durch“ ist, um es mit Nietzsche zu sagen. Damit strapazierte *Tumult* aber auch immer wieder die Nerven seiner Verleger, die nicht selten lauthals Klage führten ob der „Publikumsunfreundlichkeit“ und „Unverkäuflichkeit“ derartiger Themenhefte.

Gab es so etwas wie eine wirkliche oder mythische Gründungsstunde von *Tumult*?

U.R. *Tumult* hat mehrere Gründungsstunden gehabt. Mir fallen zwei ein, und diese Zweiheit ist signifikant. Es gab eine Gründung, die fand in der sogenannten Ölmühle statt, ein paar Kilometer vor Marburg, in Hessen, mitten auf dem Land, sehr typisch, mit Wasserlauf und vollkommen romantisch, da gab es ein Zusammentreffen. Und das andere war in Berlin, Westberlin, damals noch nicht Hauptstadt.

W.v.R. Entstehung im Dorf und in der Metropole.

U.R. Das Dorf war wichtig, immer schon, deutsche Kultur kommt mindestens zur Hälfte aus der Provinz, und damals kam sie sogar vollständig aus der Provinz, denn Westberlin war tiefste Provinz. Diese zweite Gründungstunde fand statt bei *Merve* in der Crellestraße 22, am Rande von *tunix*[1]. Da saß Michel Foucault mit einem ganzen Kreis um sich herum, Peter Gente, Heidi Paris und anderen, und kritzelte auf ein Blatt, das leider keiner aufgehoben hat. Foucault entwarf darauf eine Formel für eine Zeitschrift. Er zeichnete ja gern, er war jemand, der auch graphisch dachte, Horst Bredekamp hätte seine Freude an ihm gehabt, und machte *zack zack* eine Skizze davon, wie man eine Zeitschrift machen müsste. Das war auch eine Gründungsstunde.

1 Der Tunix-Kongress fand vom 27. bis 29. Januar 1978 an der TU Berlin statt. Organisiert wurde er von der Berliner Sponti-Szene, die als Gegenaktion gegen den „deutschen Herbst" verschiedene alternative politische Projekte initiieren wollte; so wurden u. a. Pläne für die Gründung einer politischen Partei („Die Grünen") und einer Tageszeitung („taz") vorgestellt und diskutiert. Als Teilnehmer waren u. a. eingeladen: Gilles Deleuze, Félix Guattari, Johannes Agnoli, David Cooper, Peter Glotz, Daniel Cohn-Bendit, Jean-Pierre Faye, Franco Basaglia und eben auch Michel Foucault.

Bildpolitik

Das Verhältnis von Schriftlichkeit und Bildlichkeit scheint für *Tumult* ohnehin zentral gewesen zu sein. Pointiert könnte man vielleicht behaupten, dass *Tumult* eine Art Pionier des „iconic turn" war, der Aufwertung von Bildlichkeit in den Geistes- und Kulturwissenschaften. Philipp Felsch hat jüngst, auch mit Blick auf die Orientierung am Vorbild der französischen Zeitschrift *Traverses,* dem *Merve*-Verlag und vor allem *Tumult* eine entsprechende Rolle im Rahmen einer Archäologie dieses Turns in der Bundesrepublik attestiert; weil sie die Bilder, so wie sie in der Zeitschrift gedacht und eingesetzt wurden, von ihrem rein illustrativen Charakter gelöst und ihnen dabei eine Eigengesetzlichkeit und Erkenntnisfähigkeit attestiert hat.

U.R. *Tumult* war sicherlich auch ein Fluchtweg aus der kritischen Kultur der 60er und 70er Jahre, wenn man so will aus der *Suhrkamp*-Kultur, und dieser Fluchtweg führte zum Teil über die Bilder. Bilder haben tatsächlich eine große Rolle gespielt. Böse Zungen behaupten, die *Suhrkamp*-Kultur sei bilderfeindlich gewesen. Ich würde sagen, sie war nicht gerade ikonophil, und für uns, Leute wie Seitter und mich, waren Bilder damals wahnsinnig wichtig. Zeitschriften wie Andy Warhols *Interview*, das damals auch nach Deutschland kam, waren für uns absolut aufregend. Das galt teilweise auch für Böckelmann, der schon bei *Twen* mitgemacht hatte. So gab es dann Bildstrecken, die irgendwie ins Freie führten und die auch, anders als das bei anderen Zeitschriften, z. B. beim *Freibeuter*, der Fall war, die Bilder freisetzten, ihnen ein Eigenleben zugestanden und keinen schlichten illustrativen Gebrauch von ihnen machten.

W.v.R. Ja, ich denke auch, dass die visuelle Argumentation im Grunde genommen gegen den Analphabetismus bezüglich der Bildersprache, den Anikonismus ankämpfte. Es gab und gibt ja keine allgemeinverbindliche Theorie geschweige denn Ausbildung, wie Bilder zu verstehen sind, wie man Bilder lesen kann, wie Bilder interpretiert werden – trotz verstärkter Anstrengungen auf diesem Feld von Medien- und Bildtheorien besonders seit dem „iconic turn". Natürlich litt *Tumult* unter dem Manko, dass die Bilder im Vergleich zu den Hochglanzzeitschriften nur eine begrenzte Qualität aufweisen konnten. Ich kann mich daran erinnern, dass wir eine Doppelnummer zum Thema „Deutschland" hatten, in der Anselm Kiefer eine Bildstrecke brachte: Das hat den Kleinverlag seinerzeit fast in den Ruin getrieben, weil die Herstellung sehr teuer war und sich das schlecht verkaufte. Es war nicht leicht in der Konkurrenz zu Bildmagazinen, die über einen viel größeren Etat verfügten und vorwiegend auf das Bild gesetzt haben. Da war es für *Tumult* eine recht mühselige Anstrengung, ein neues Bildparadigma zu installieren und zu festigen. Der Versuch wurde jedoch immer gemacht: Es gab in der Anfangszeit, noch mehr als in der späteren Phase, sehr viele Bildartikel und Künstlerbeiträge. *Tumult*, das muss man noch mal hervorheben, war ja eine Themenzeitschrift. Man musste die jeweiligen Autoren direkt ansprechen und einwerben. Es ist also nicht so, dass man sich zurücklehnt und auf die Beiträge wartet, die hereinkommen, sodass man immer genügend Texte in der Schublade hat und dann schaut, was man je nach Gelegenheit und Platz bringen kann. Das heißt, es war immer schon eine gezielte, nicht immer leichte Arbeit, zu einem Themenkomplex die entsprechenden Autoren und Künstler zusammenzubringen.

Man kann von einer doppelten Frontstellung sprechen: Gegen die kritische, schriftfixierte Kultur einerseits, was sich auch in der schönen Idee ausdrückt, die immer wieder in typischer Pose dargestellten Philosophen, diese an der Welt leidenden Männer, in Serie abzubilden, was allerdings, soweit wir wissen, nie verwirklicht wurde; und auf der anderen Seite gegen die modernen Massenmedien, die bereits ein ganz anderes Bildparadigma etabliert hatten.

W.v.R. Die hatten die Visualisierungsmaschine schon in Gang gesetzt. Auf *dem* Spielfeld konnte *Tumult* nicht konkurrieren. Man musste sich dann schon etwas Eigenes ausdenken, um sich wirklich abgrenzen und behaupten zu können.

U.R. *Suhrkamp* machte ja auch Bildpolitik. Das waren eben die Köpfe

– und wir waren *Acéphale*[2]. Wir sahen uns in der Tradition von Georges Bataille und Roger Caillois, kopflos. Kopflose Strukturalisten, das war positiv gemeint, affirmativ. Wir wollten nicht nur dem König, wir wollten auch den Königskindern den Kopf abschlagen, wir wollten der Illustration den Kopf abschlagen, gleichzeitig den Biographismus töten und seinen visuellen Ausdruck, das Portrait. Wir wollten andere Ikonen, Bilder, die nicht immer wieder die ganze Welt auf Portraits, Biographien und Gesichter reduzierten.

W.v.R. Obwohl es natürlich bei *Tumult* auch immer wieder Personenhefte gab, die aber gerade nicht biographisch am Portrait orientiert waren, sondern an der Theorie. Der Name stand dann für einen Denkansatz.

U.R. Der Name stand für ein Problem.

W.v.R. Ja, die Person als Problem …

Bei der *Zeitschrift für Ideengeschichte* scheint uns die Bildpolitik einer anderen Logik zu folgen. Zwar kommt den Bildern, entgegen einer reinen Schriftfixierung, große Bedeutung zu, jedoch zum einen eingehegt in die Seitenstruktur, in das Layout, das heißt als Illustration, und zum anderen als Quelle. In der Rubrik *Denkbild* erhält das Visuelle seinen eigenen Platz in der Registratur des ideengeschichtlichen Archivs. Ist das ein großer Unterschied zur Bildpolitik der *Tumult* oder lässt sich hier eine Genealogie konstruieren?

U.R. Sie haben das nicht unrichtig beschrieben. Die *Zeitschrift für Ideengeschichte* macht eine konventionellere Bildpolitik. Das Bild ist entweder Teil der Argumentation – ich versuche den Ausdruck illustrativ zu vermeiden – oder es ist selber ikonographisch, also Anlass einer Deutung oder Auslöser einer Geschichte. Es ist ein ikonographischer Prozess, ein Deutungsprozess, der damit in Gang gesetzt wird. Aber in beiden Funktionen ist es im Grunde genommen ein geregelter Arbeitsprozess, in den das Bild integriert ist, und nicht eine irgendwie anarchische oder mit der vermeintlichen Anarchie der Bilder sich solidarisierende Praxis.

W.v.R. Aber wichtig scheint mir doch, die Ideengeschichte nicht klassisch immer bloß als Textgeschichte zu begreifen – das war die Tradition –, sondern in die Ideengeschichte die Bilder mit hineinzunehmen, um deren Bedeutsamkeit zu betonen und um zu unterstreichen, dass die Bildargumentation häufig viel stärker wirkt als die Textargumentation. Damit wollten wir deutlich machen, dass die Bildgeschichte auch mit zur

2 Acéphale (vom Griechischen aképhalos, ohne Haupt) war der Titel einer von George Bataille, Pierre Klossowski und André Masson 1936 gegründeten Zeitschrift und Geheimgesellschaft, die u.a. gegen die Vereinnahmung Nietzsches durch den Nationalsozialismus für dessen antifaschistische Rezeption kämpfte. Gegenstand der Theoriebildung war das Konzept einer souveränitätslosen Souveränität, die sich im Bild des kopflosen Gottes ausdrückte.

Ideengeschichte gehört und nicht nur als Anhängsel oder Sekundäreffekt von Sprache und Schrift fungiert. Das spielte schon eine sehr wichtige Rolle in unseren Überlegungen.

Und im Falle der *Gegenworte*?

W.v.R. In den *Gegenworten* zeigen sich unterschiedlich motivierte Bildtypen: Im Layout sind in der Regel Bild- und Textteil strikt getrennt. Es gibt eine obere schmalere Bildleiste, die sich durchs Heft zieht, und zwar in Duoton – wobei die Zweitfarbe von Heft zu Heft wechselt. Diese Bildleiste hat eher illustrativen Visualisierungscharakter und wird vom Bildredakteur und der Redaktion verantwortet, also die verwendeten Bilder stammen hier in der Regel nicht vom Autor. Ausnahmsweise wird dieses Prinzip dann durchbrochen, wenn wir explizite Bild-Essays publizieren, in denen die Bilder einen konstitutiven Bestandteil der Argumentation des Autors bilden. In diesen Fällen werden die Abbildungen auch außerhalb der Bildleiste und in einem größeren Format präsentiert. Am wichtigsten ist in den *Gegenworten* jedoch ein dritter Bildtypus: Es sind die ganzseitigen Heft-Abbildungen, die eine zeitgenössische Künstlerin oder ein zeitgenössischer Künstler gestaltet. Das Heft weist Quart-Format auf (30x21 cm), sodass dieses Bild-Format dem Betrachter sofort ins Auge sticht. Diese Bilder dienen zugleich als Kapitelteiler im Heft – zumeist ergibt das fünf bis sechs Bilder, die dann als Serie auch die künstlerische „Handschrift" erkennen lassen sollen. Diese Bildstrecken der *Gegenworte*, die auch weitgehend unabhängig vom restlichen Heftinhalt funktionieren, haben sich vorwiegend an neueren, ich will nicht sagen avantgardistischen, aber doch neueren Kunstformen orientiert. Es handelte sich dabei etwa um Formen der Kunst, wie sie im Kontext neuer Medien produziert werden, um künstlerische Forschung und forschende Kunst oder auch um serielle Kunstformen. Es ging darum, gegenwärtige Kunstproduktionen vorzustellen, unbekannte wie etablierte Künstlerinnen oder Künstler nicht nur zu Wort, sondern zu Bild kommen zu lassen.

Sie haben bereits den Vergleich zwischen den ökonomisch-technischen Möglichkeiten einer *Tumult* und anderen Zeitschriften angestellt. Es drängt sich die Frage auf, ob man *Tumult* weniger als Akteur des diskutierten Paradigmenwechsels sehen müsste, sondern vielmehr als Symptom für eine kulturelle, aber auch technische und ökonomische Veränderung. Dann hätte *Tumult* Teil an einer Verschiebung, die vielleicht mit dem Ende der 1960er Jahre eingesetzt hat und sich jetzt in den digitalen Medien fortschreibt.

U.R. Man kann das so sehen. Es gab vor zwei Jahren einen guten Aufsatz von Ben Mercer im *Journal of the History of Ideas* über 68 als „paperback revolution".[3] Es ist ja ganz evident, dass 68 das Taschenbuch als Leitmedium hatte. Damals haben die Zeitschriften, damals haben auch Raubdrucke eine Rolle gespielt, klar, selbst Zeitschriften wie *konkret*, aber man kann sie nicht als Leitmedien begreifen. Leitmedium war das Taschenbuch, die Bleiwüste. Im Lauf der siebziger Jahre kommen die Bilder in breiteste gesellschaftliche Sicht. Und damit vollzieht sich eine Medienrevolution. Sie nimmt einiges vorweg, sie findet vor der Einführung des Privatfernsehens und der Vermehrung der elektronischen Kanäle statt und natürlich auch ein paar Jahre vor dem Computer. Aber es ist eigentlich nicht so entscheidend, welches Medium in welchem Abstand von wie vielen Jahren auftritt. Entscheidend ist, dass wir heute Teil einer Bewegung sind, die stärker über Bildstatements und über Bildreflexe geht – Reflexe, nicht unbedingt Reflexion. Eine Reflexion auf die Alltagsbilder, die hat es natürlich schon viel früher gegeben, bei Aby Warburg, der Mitte der 20er Jahre einen Vortrag über Briefmarken hält und sagt: Schauen Sie, das ist die bildgewordene Macht, die die Massen ergreift, an dieser Schraube muss man drehen. Denken Sie an die Wiener Sozialisten mit ihren Bild-Zeichensprachen. Oder später an Roland Barthes, der in den 50er Jahren beginnt, Spaghetti-Werbung zu analysieren oder den Gesichtsausdruck des Abbé Pierre.

W.v.R. Die Bilder als Alltagsmythen.

U.R. Das alles war nicht neu. Diese Reflexion gab es schon seit 50 Jahren. Nur wussten wir das nicht. Diese Geschichten etwa mit Aby Warburg, die kannten wir nicht. Er kam ja nur zögernd und eigentlich erst seit den 1980er Jahren langsam nach Deutschland zurück. Die gesamte breitenwirksame Reflexion auf das Bild setzt zu der Zeit erst ein. Natürlich ist diese ganze große Kunsthistorikergeneration, eigentlich sind es ja anderthalb Generationen, die Älteren wie Sauerländer, Buddensieg, Belting, Warnke und die Jüngeren wie Bredekamp, Verspohl, Kemp und Boehm, schon seit Ende der 60er und in den 70ern im Geschäft. Aber um 1980 herum beherrschen sie plötzlich die Szene und tragen ihren Teil dazu bei, den altlinken Diskurs abzulösen. Plötzlich spielen in den 80er Jahren die Bilder und die Reflexion auf die Bilder, die Kulturgeschichte und das bebilderte kulturgeschichtliche Buch eine ganz große Rolle, und dieses Buch macht sich anheischig, Leitmedium zu werden. Das ist eine Bewegung, in der wir mitten drin standen. Wir haben sie nicht erfunden.

3 Mercer, Ben: The Paperback Revolution. Mass-circulation Books and the Cultural Origins of 1968 in Western Europe, in: Journal for the History of Ideas, 72.4 (October 2011), S. 613-636.

Wissenschaftspolitik

In dem Interview mit dem Religionswissenschaftler Jacob Taubes, das Sie 1982 hier am gleichen Ort im Wissenschaftskolleg für die vierte Nummer der *Tumult* geführt haben, versucht dieser zwischen den Entwicklungen, die wir eben diskutiert haben, und dem Anspruch auf Aufklärung eine Brücke zu schlagen, um an letzterem festzuhalten. Es geht in dem Gespräch um die Konjunktur des Elitenbegriffs Anfang der 80er Jahre. Taubes spricht von einer demokratisierenden Funktion des Ästhetischen, auch in der Wissenschaft. Diese Funktion belegt er mit einer Stelle aus dem sogenannten Systemfragment[4]: „Erinnern Sie sich doch, da wird von der ‚Gleichheit der Geister' gesprochen von dem Utopikum, daß alle zu erreichen sind von diesem Wissen. Es fällt das Wort von der ‚Mythologie der Vernunft' – eine Vernunft, die in die Sinnlichkeit herabreicht. Das war nicht nur ein ästhetisches, sondern auch ein politisches Programm, auch die Stände zu erreichen, die nur im Sinnlichen sich bewegen."[5] Kann Wissenschaftsvermittlung, wie sie die *Gegenworte,* aber auch die *Zeitschrift für Ideengeschichte,* wenn auch in unterschiedlicher Weise, betreiben, an ein solches Programm anschließen? Auch nach der medialen Verschiebung, über die wir gesprochen haben und an der *Tumult* teilgenommen hat? Ist noch aktuell, was Taubes damals formuliert hat, oder zeigt es sich in seinem Lavieren nicht selbst als Symptom dieser Bewegung?

W.v.R. Ich denke, der Versuch wird immer aktueller, auch wenn er heute nur noch als Schwundstufe daher kommt. Gerade die *Gegenworte* haben als Gründungsprogramm genau diese Idee, Wissenschaft anschaulich, verständlich und transparent darzustellen, nicht „von oben herab" zu theoretisieren, sondern eine öffentliche Diskussion anzuzetteln. Das war ja auch die Grundidee der Initiativen von „PUSH" („public understanding of science") oder „Wissenschaft im Dialog". Diese sind aber zum Teil zum reinen Event verkommen und leisten so genau jenem Vorurteil Vorschub, dass durch die Popularisierung eine Komplexitätsreduktion stattfinde, die der Wissenschaft nicht angemessen sei. Hier ziehen sich dann die Fallstricke zu, die Nietzsche – in *Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten* – für den Journalismus ausgemacht hat, wenn er sagt, dass es einen Journalismus bzw. Wissenschaftsjournalismus gebe, der sich „wie eine klebrige Schicht zwischen die Wissenschaften legt" und den „drei M" verfallen sei – „Moment, Mode, Meinung" –, die dann schließlich, so könnte man ergänzen, noch ein weiteres „M", die Mediokratie, hervorbringen. Wissenschaftliche Zeitschriften zwischen Expertendiskursen und Publikumserwartungen sitzen damit also zwischen allen Stühlen. Man möchte ein Verständnis von Wissenschaft, eine Verbreitung von Wissenschaft im

3 Mercer, Ben: The Paperback Revolution. Mass-circulation Books and the Cultural Origins of 1968 in Western Europe, in: Journal for the History of Ideas, 72.4 (October 2011), S. 613-636.

4 Das älteste Systemprogramm des Deutschen Idealismus ist ein auf Hegel, Hölderlin und/oder Schelling zurückgehender Gründungstext der deutschen Systemphilosophie, dessen Autorschaft nicht eindeutig bestimmt worden ist.

5 Elite oder Avantgarde? Jacob Taubes im Gespräch mit Wolfert v. Rahden und Norbert Kapferer, in: Tumult: Zeitschrift für Verkehrswissenschaft 4 (1982); S.64-76. Das vollständige Interview ist unter www.grundlagenforschung.org/taubes online einzusehen. Wir danken den Rechte-Inhabern sehr herzlich für die Veröffentlichungsgenehmigung.

Sinne der Tradition der Aufklärung, steht aber zugleich unter dem ökonomischen und politischen Druck anderer Instanzen. Das ist dann eine Gratwanderung, ein Tanz auf der Nadelspitze.

U.R. Ich glaube, dass Taubes damals im Auge hatte, was wir im Rückblick bei Roland Barthes erkennen oder wofür uns Aby Warburg dann die Instrumente zu bieten schien. Nicht einen schlichten Gegensatz, wir wenden uns jetzt den Bildern zu, wir interessieren uns nur noch für die Bilder und lösen uns von der kritischen Kultur, sondern eine Erweiterung der Kritik auf eine Kritik der Bilder. Das, scheint mir, war die Absicht. Wir verließen nicht einfach die kritische Kultur und knallten die Tür hinter uns zu. Wir wollten Diskurskritik machen, aber wir wollten auch Bildkritik machen. Etwas Ähnliches liest Taubes hier auch aus dem Systemprogramm heraus. Heute muss man sagen, dass das, was er hier als Utopie beschreibt, längst realisiert ist. Heute machen das alle. Die Stände, die nur im Sinnlichen sich bewegen, das sind wir alle. Die Utopie ist realisiert, durch *Facebook* und das *iPhone* und das *iPad*.

Wir haben in dem Taubes-Zitat einen sehr starken pädagogischen Impetus gelesen, der vielleicht selbst zu problematisieren ist; nicht zuletzt, weil gerade diese pädagogische Absicht bestimmte, von der Schriftkultur herrührende Hierarchisierungen aufrecht erhält, die sie zugleich vorgibt zu überwinden. Unser Eindruck ist, dass ein zentrales Anliegen der *Tumult,* auch wie Sie es bis jetzt im Gespräch rekonstruiert haben, im Gegensatz zu diesem pädagogischen Impetus steht. Der Anspruch war, das kann man vielleicht ganz analog zum neuen Umgang mit den Bildern formulieren, die Eigengesetzlichkeit, Dynamik und Mächtigkeit von Wissenschaft, ihre gesellschaftliche Wirkmächtigkeit, die auch in dieser Eigengesetzlichkeit liegt, ernst zu nehmen. Um dann quasi hintenherum das, was man vielleicht die konstitutive Trennung von Wissenschaft, Politik, Kunst und so weiter nennen kann, in Frage zu stellen. Damit würde man also nicht die ganze Zeit beanspruchen, zu vermitteln, sondern konstatieren: Das ist schon vermittelt, das ist eine gesellschaftliche Praxis, aber die hat eben ihre eigenen Wege, und denen gilt es zu folgen. Wissenschaft wird damit selbst Gegenstand einer „Verkehrswissenschaft“, wie sie *Tumult* propagierte.

U.R. Ich habe Ihnen vorhin erzählt, wie viele verschiedene Individuen zu Anfang mit dabei waren: Da war zum Beispiel Berthold Falk, ein Apotheker, der mit 40 plötzlich das Boxen anfing, ein vollkommen kurioser Individualist. Es waren lauter solche Individuen, keiner gleich dem anderen. Politisch lebten sie auf verschiedenen Inseln des Archipels, und auch in ihren ästhetischen Interessen lagen sie ganz unterschiedlich. Nur eins

war allen gemeinsam, einer Linie sahen sich alle verpflichtet: der Absage an die Pädagogik. Ich sage das gerade mit erhobenem pädagogischen Zeigefinger ...

Wir schreiben's rein.

U.R. ... also Schluss mit dem Lehrer Lempel-Finger, Schluss mit der Pädagogik, die radikale Absage an dieses pädagogische Jahrzehnt der 1970er Jahre. Auch das verband sich mit der Öffnung zu den Bildern. So wie Sie sagen: das Bild nicht als Vermittlung einsetzen, in einer Bild-Pädagogik unterbringen oder als schlichte Zuständigkeitsausdehnung der Kritik begreifen, sondern eine Neudefinition dessen treffen, was Kritik heißen könnte. Walter Seitter hat damals etwas gesagt, was ich sehr richtig fand: Wir treiben nicht Kritik, wir machen Analytik, und Analytik ist nicht die Feststellung der Mängel, sondern die Beschreibung der Reichtümer. Das heißt, der neue, von den französischen Kollegen übernommene Kritik-Begriff, war einer, der sehr viel Affirmation in sich aufgenommen hatte und bereit war, auch längere Wege zu gehen, z. B. über die Antike oder das Mittelalter.

W.v.R. Wenn du es eilig hast, mach' einen Umweg. Das war im Grunde genommen die Devise.

Wir würden gern ein letztes Mal auf das Gespräch mit Jacob Taubes zurückkommen. Taubes konstatiert mit Hegel eine Umkehrung dessen, was er das klassische oder antike Wissenschaftsverständnis nennt. Da heißt es: „Der klassische Philosophiebegriff […] impliziert die These: Der Weg zur Wahrheit ist schwer, diffizil, und nur wenige können ihn gehen, aber immer gehen. Mit Hegel beginnt ein neuer Begriff der Philosophie: Der Weg zur Wahrheit ist schwer – Arbeit des Begriffs ist Arbeit – aber am Ende können alle daran teilnehmen." Diese Formulierung, die eben im Kontext einer Verteidigung eines gewissen, vielleicht eines pädagogischen Avantgardeverständnisses und -anspruchs steht, wird, wie Sie gerade dargelegt haben, geäußert in einer dezidiert antipädagogischen Zeitschrift, einer Zeitschrift, die im Grunde mit der Analyse des Scheiterns eines solchen Aufklärungsanspruchs einsetzt. Im Gespräch zieht sich dann auch eines durch, nämlich dass sich Taubes allen Versuchen Ihrerseits, die studentische Avantgarde selbst als bereits elitär (und eben nicht aufklärerisch-avantgardistisch) zu beschreiben, verweigert. Er beharrt auf einem fundamentalen Unterschied zwischen Avantgarde und Elite.

U.R. Ich habe das Gespräch nicht mehr so genau in Erinnerung, ich

müsste es erst noch einmal nachlesen. Berichten kann ich, dass Taubes uns durch vieles sehr beeindruckt hat, nicht zuletzt durch die Prägnanz seiner Formulierungen und durch die Bildungsgüter, über die er verfügte, auch den ganzen rabbinischen Apparat, über den das rhetorisch lief. Aber auch, dass er keineswegs unser Chefideologe war. Dafür war er viel zu sehr Teil der kritischen Kultur, denken Sie an seine stachelfischartig ausgefahrenen Antennen gegen den Elite-Begriff und sein Beharren auf dem Arbeits-Begriff. Denn der ist, so direkt wie er hier von Hegel herkommt, essentiell mit dem Begriff der Negation verbunden und mit der Negativität der Dialektik. Genau aus diesen Strukturen suchten wir aber herauszukommen, aus dieser dreipoligen Logik und diesen Entwicklungsmodellen, die allesamt über Negativität liefen.

W.v.R. Wir selbst waren, was diesen Punkt angeht, schon etwas desillusioniert. 1982 hatte sich die als egalitär verstandene Studentenbewegung schon längst ausdifferenziert. Manche sind in die SPD eingetreten, haben den langen Marsch durch die Institutionen angetreten oder engagierten sich in alternativen Partei-Initiativen, aus denen dann die Grünen als Bundespartei hervorgegangen sind; andere hatten verschiedenste Kadergruppen – zumeist maoistischer oder trotzkistischer Provenienz – gebildet oder sind in den Anarchismus abgedriftet; wieder andere sind esoterisch geworden. Dass Kader sich an die Spitze einer egalitären Bewegung stellen wollten, war für uns schon völlig unglaubwürdig gewesen. Taubes hielt noch daran fest, wenn auch mit einem langen Atem, mit dem Rückgriff auf die Geschichte, auf Paulus, insofern er das als apostolischen Gedanken apostrophierte. Das heißt, es war eher religiös unterfüttert. Da war schon ein Abgesang, den er mit Gewalt versuchte aufzuhalten, und deshalb kam dann auch im Gespräch die Institution, in der wir jetzt sitzen, zur Sprache. Auch wenn er seine Kritik am Wissenschaftskolleg dann noch einmal relativierte, hat er im Grunde dessen Modell einer Elite, die eine „Demarkationslinie“ gegenüber der „Masse“ zieht, völlig abgelehnt. Er attackierte damit in erster Linie die Thesen Peter Wapneweskis, des ersten Rektors des Wissenschaftskollegs, die dieser in einem *Spiegel*-Interview geäußert hatte. Taubes sah in dem dort formulierten Elite-Konzept einen elitären Habitus konstitutiv eingelassen, denn dieser Elite-Status könne nur von wenigen qua „Imitation“ erlangt werden. Dem setzte Taubes alternativ sein Avantgarde-Konzept entgegen, das er im Selbstverständnis der 68er-Studentenbewegung – zumindest im Prinzip – angelegt sah. Avantgarde war für ihn ein „katholischer Auftrag“ – „dieser Auftrag geht an euch alle“ –, und es ist ein Weg, den *jeder* gehen kann, *nicht nur wenige*. Das war eine Utopie, die aber von rückwärts her

begründet wurde und nicht unbedingt als Entwurf in die Zukunft wies.

U.R. Es wäre allerdings falsch, Taubes nur als Denker der Neuen Linken darzustellen. Unter anderem deshalb, weil er über ganz andere Gewährsleute verfügte als jene, unter anderem Paulus, und weil er sich zeitlebens produktiv an Carl Schmitt rieb, an Hobbes, und jederzeit in der Lage war, in enthusiastischen Worten von dem „Ereignis Nietzsche" zu sprechen. Das war der Punkt, wo wir uns wieder trafen.

Ist die Elite-Kritik von Taubes also weniger von einer klassisch linken Position motiviert, als von jenem Ideal der „Arbeit am Begriff", von einem Ideal letztlich der Entmythisierung von Wissenschaft, selbst wenn dazu der Mythos in Anschlag zu bringen wäre? In diesem Zusammenhang fällt das Wort „Esoterikum", was dort doch eindeutig negativ besetzt scheint.

U.R. Sie finden in den damaligen Absatzbewegungen von der etablierten kritischen Kultur immer auch ein Verlangen nach heiliger Nüchternheit, nach Sachlichkeit, um jedes Ausweichen in die Mystik oder Esoterik sofort zu verneinen. Denn das war nach 68 vielen passiert, sie waren in der Esoterik gelandet. Das konnte religiöse Esoterik sein, das konnte Landkommunen-Esoterik sein, das konnte eine therapeutische, sexuelle oder erotische Esoterik sein. Es gab viele Möglichkeiten, gefühlig, kitschig, astrologisch, steinerisch oder sonstwas zu werden. Und es war wichtig, dem den Riegel vorzuschieben und zu sagen: Diese Art von Absatzbewegung haben wir nicht gesucht. Weber'scher Enthusiasmus für die Wissenschaft: Ja, unbedingt; starke Bejahung, Leidenschaft etc. Aber ohne Spiritismus, Geisterseherei und ohne den Weg nach Poona einzuschlagen. Hier war ein starkes Verlangen spürbar, das Taubes möglicherweise nicht geteilt hat, weil er ein merkwürdiger Typus war, praktischer Zyniker und rabbinischer Theologe, und irgendwo zwischen Gnosis und Apokalypse sehr behände hin und her gehen konnte.

Aber hatte nicht *Tumult* selbst einen Zug ins Esoterische? Zeigt sich nicht im zumindest immer drohenden Kippen in die Esoterik eine grundsätzliche Ambivalenz der von Ihnen beiden skizzierten Flucht aus dem kritischen Paradigma der 60er Jahre und dessen Betonung der Negationen?

W.v.R. Das sehe ich nicht so: *Tumult* zeichnete sich immer durch ein *politisches* Selbstverständnis aus, das sich geradezu als Gegensatz zum Esoterischen begriff und begreift. Wenn Sie mit „esoterisch" meinen, dass *Tumult* nicht die „Massen ergriffen" hat, sondern stets eine Min-

derheit – und anfänglich vorwiegend eine frankophile Minorität – angesprochen hat, dann stimmt das. Aber inhaltlich gab es bei *Tumult* keinen „Zug ins Esoterische" – das haben wir anderen überlassen, die dann auf dieser Welle mitgeschwommen sind. Was Taubes angeht: Er war ja nie so recht zu fassen. Er war rhetorisch brillant, ein Redner, kein Schriftdenker, sondern ein Sprechdenker, wie es seinerzeit kaum einen gegeben hat. Er war nie richtig festzunageln. Und was im Kontext einer Säkularisierungsbewegung einerseits und dem Anschwellen esoterischer Tendenzen anderseits auffällt: Die Beratungsliteratur hat in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen massiv zugenommen nach den Desillusionierungen über den Fortschrittsoptimismus westlicher und östlicher Prägung. Dieser Sog hat auch die Wissenschaft erreicht. Auch die Wissenschaftsliteratur hat sich teilweise als Beratungsliteratur verkleidet, aber vor allem läuft die Camouflage anders herum: Beratungsliteratur putzt sich zunehmend pseudo-wissenschaftlich heraus. Diese Formen von unseriösen Crash- und Cash-Beratungen sind ebenfalls eine Herausforderung für Wissenschafts- und Kulturzeitschriften – gerade in Abgrenzung zum Internet, wo sich jeder beraten und zum „Experten" werden kann. Gegenüber diesem ganzen Müll-Universum, das es da neben den verborgenen Qualitäten gibt, müssen sich Zeitschriften „positionieren, aufstellen" – schreckliches Beraterdeutsch – und ihren Ort finden. Zeitschriften sind Medien mittlerer thematischer und temporaler Reichweite: Sie können und müssen sich profilieren zwischen einerseits dem schnell- und kurzlebigen „One-Click-Rhythmus" im Internet, dem Netz-Nutzer und dem TV-Seher, und anderseits den dickleibigen Büchern, die einem anderen, einem sehr viel längeren Zeitrhythmus folgen – ebenso in der Produktion wie in der Rezeption. Und in dieser Nische, in dieser doppelten Distanzierung sehe ich auch zukünftig die Chance von Zeitschriften.

Zeitschriftenpolitik

Auffällig ist, dass *Tumult* mit einer Reihe von Selbstthematisierungen des Zeitschriftenformats einsetzt und so nahelegt, dass die Zeitschrift, die jetzt Verkehrswissenschaft betreibt, selbst Gegenstand der Verkehrswissenschaft sein müsste. Auch für die *Zeitschrift für Ideengeschichte* gilt das möglicherweise. In ihr wird mehrfach das Zeitschriftenwesen gerade in seiner aufklärerischen und bürgerlichen Blütezeit, seinem klassischen Zeitalter, in den Blick genommen. Was leistet so eine Selbstthematisierung? Müsste man nicht fragen, ob etwa die *Zeitschrift für Ideengeschichte* am Glanz eines Mediums zu partizipieren sucht, das gar nicht mehr diese Bedeutung beanspruchen kann? Dient

der Rückbezug so auch einer Selbstversicherung bestimmter Professionen, Schichten oder Klassen?

W.v.R. Zeitschriften müssen natürlich ihre eigenen Bedingungen reflektieren. Zeitschriften haben es immer schwerer: Sie stehen zunehmend unter ökonomischem, zum Teil auch unter politischem Druck, soweit die Herausgeber Institutionen sind, die dann mehr oder minder selbst politisch gebunden sind. Aber ich denke, mit Nostalgie kommt man da nicht weiter. Das ist klar: Zeitschriften waren im 18. Jahrhundert *der* Ort der Aufklärung; es gab damals in Europa vermutlich mehr Zeitschriften als heutzutage. Wenn man von Großprojekten wie der *Encyclopédie* oder den Salons absieht, waren die Zeitschriften der Träger der aufklärerischen Ideen. Insofern beschleicht mich in der Tat eine gewisse Wehmut, wenn ich den heutigen Zustand vieler Journale sehe und mich der Zeitschriften erinnere, die es nicht mehr gibt, wie *alternative*, 1982 eingestellt, oder *Freibeuter,* 1999. Das waren Zeitschriften, die für uns eine unglaublich wichtige Funktion hatten. Aber zur Selbstreflexion und -historisierung der Zeitschriften gehört eben eine grundlegende Reflexion darüber, wie Zeitschriften im Rahmen des medialen Wandels ihre Funktion weiter ausüben können. Dann kann man versuchen, die Prägnanz der eigenen Denkweise offensiv zu vertreten.

U.R. Wie hast du so schön gesagt? Zeitschriften sind Medien mittlerer thematischer und temporaler Reichweite. Ich würde sagen, Zeitschriften sind Distanzgesten. Sie setzen sich ständig ab, das ist ihre Haupttätigkeit. Heute vom Netz, früher hätte man gesagt von der Tageszeitung, von den schneller, kürzer getakteten Medien auf der einen Seite; und auf der anderen Seite von den langwelligeren Medien, sprich vom Buch. Davon setzen sich Zeitschriften ständig ab. Zeitschriften setzen sich aber vor allem auch von anderen Zeitschriften ab. Gehen Sie doch mal in die Bahnhofsbuchhandlung: Es gibt acht Zeitschriften für Leute, die heiraten wollen. Es gibt zwölf Zeitschriften für Uhrensammler, es gibt – das hab ich erst neulich durchgezählt – 24 Zeitschriften für Pferdezüchter und 40 für Motorradfahrer. Da steht die *connaisseurship* hoch in Blüte. Wenn sie sich davon absetzen wollen und sagen, wir sammeln und konsumieren Ideen, wir sind Kenner im Ideenbereich, dann tun sie das, indem sie sich selbst zum Gegenstand machen. Selbstbefassung als Distanztrick. Das kann soweit führen, dass sie sich nur noch mit sich selbst beschäftigen und vollkommen narzisstisch werden. Immerhin haben sie den Ironievorsprung.

Lassen Sie uns noch einmal auf die Produktionsseite, in die Redaktionsstube, springen: Tumult hatte eine unheimlich lange Inkubationszeit. Das scheint geradezu typisch für dieser Art von Zeitschriftenneugründungen zu sein, dass die Planungsphase relativ lange ist. Man könnte von Projektemacherei reden. War und ist dieses Stadium besonders produktiv für das Denken mit dem Medium Zeitschrift? So lange sich die Zeitschrift selbst noch nicht materialisiert hat, wirken institutionelle, materielle, vielleicht auch ideologische Beschränkungen noch nicht in gleicher Weise wie später. Oder, um Ihren Begriff aufzunehmen: Die Distanzierung erfolgt sehr viel ungezwungener.

U.R. Was heißt hier lange Inkubationszeit? Eineinhalb Jahre, das ist überhaupt nicht lang bei solch einem Medium, im Gegenteil das ist die normale Tragezeit bei dieser Art von kleinen Elefanten. Und natürlich ist das eine wunderbare Zeit, jeder schreibt kräftig drauf los, macht sein Programm und erschreibt sich sein Wunschprodukt und nachher kommt so ein schrecklicher Kompromiss dabei heraus, mit dem keiner mehr richtig glücklich ist. Genauso haben wir das auch gemacht. Ich habe mal ein Programm geschrieben, drei Seiten oder so, und Seitter, der noch Henning Ritter ins Boot holen wollte, gab das Ritter zu lesen, und der ist fast explodiert und wollte damit nun überhaupt nichts zu tun haben. Das hat viel Spaß gemacht, diese Phase, und sie war eher zu kurz als zu lang.

Wie verhält es sich mit Zeitschriften und ihren Institutionen? Sowohl hinter *Gegenworte* als auch bei der *Zeitschrift für Ideengeschichte* stehen große Häuser. Das ist ein Unterschied zum waghalsigeren Unternehmen *Tumult*. Was bedeutet Institutionenbindung hinsichtlich etwaiger Ansprüche, kritisch, politisch, vermittelnd aktiv zu sein. Wie lässt sich Distanz zur Akademie aufbauen, wenn man dermaßen in sie eingebunden ist?

W.v.R. Das Problem liegt natürlich darin, dass es nicht wenige gibt – gerade innerhalb der Akademie als Herausgeberin der *Gegenworte* –, die ein Periodikum mit dem Titel „Fürworte“ oder „Geleitworte“ vorgezogen und den Untertitel „Hefte für den *Disput* über Wissen“ gern ersatzlos gestrichen hätten. Aber eine Publikation, die etwas bewirken und auch vom „geneigten Publikum“ ernst genommen werden will, setzt ihre Reputation aufs Spiel, wenn sie nur noch als bloßer Werbeträger der Institution wahrgenommen wird, die sie finanziert. Um diese Distanz zur Institution waren die *Gegenworte* immer bemüht. Leider ist das aktuelle Heft 30 zu Europa das letzte Heft geworden, da die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften beschlossen hat, die Publikation „aus finanziellen Gründen“ ab 2014 einzustellen.

U.R. Was du, Wolfert, von *Tumult* gesagt hast, von der Durchgeknalltheit: *Tumult* hat natürlich den größten Knallfaktor überhaupt gehabt, weil *Tumult* – frei nach Stirner – sein Sach' komplett auf sich gestellt hatte und überhaupt keine Institution sehen und kennen wollte. Diese Zeitschrift wurde von einem höchst heterogenen Haufen von Individuen gemacht, und man sieht den Preis, den man für diese An- oder Antiinstitutionalität zahlt: Nach allen paar Nummern ein Verlagswechsel. So kommt eine Zeitschrift dann im Lauf von zwanzig Jahren auf sieben oder neun Verlage und drei verschiedene Formate, und es kann vorkommen, wie es jetzt der Fall ist, das sie bei einem Verleger schon zum zweiten Mal angekommen ist. Aber wissen Sie, das hat mich alles nicht mehr interessiert, nach acht oder zehn Nummern hatte ich jedes Interesse an *Tumult* verloren.

Das Interview führten Moritz Neuffer und Morten Paul

Wolfert von Rahden war Chefredakteur der *Gegenworte,* die bis 2013 an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften erschienen sind.

Ulrich Raulff ist Direktor des Deutschen Literaturarchivs in Marbach. Er ist mit Mitherausgeber der *Zeitschrift für Ideengeschichte.*

Redaktion
Morten Paul, Felix Vogel

Korrektorat
Moritz Altenried, Jason Doerre, Felicity Grobien, Matthew Handelman, Katharina Kreuzpaintner, Sean Legassick, Anna-Maria Post, Philipp Schönthaler, Caroline Weist

Gestaltung
Bianca Elmer

Druck
Interpress, Budapest

Grundlagenforschung
Postfach 30 21 23, 10752 Berlin

grundlagenforschung.org
redaktion@grundlagenforschung.org

Erstauflage
/ 300

Berlin 2014

grundlagenforschung.org